

Margit Szöllösi-Janze

Exit

Zum Wandel der Universität der Gegenwart

Vortrag an der Ludwig-Maximilians-Universität München aus Anlass des Ausscheidens aus dem aktiven Hochschuldienst am 26. Mai 2023

Meinen Redepart habe ich mit Exit überschrieben. Und nein: Ich möchte *nicht* über meinen persönlichen Exit aus der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) sprechen. Ich spreche auch nicht über das Historische Seminar oder über die LMU, sondern – systemisch – über die Universität der Gegenwart. Und damit spreche ich letztlich über uns alle. Die Universität zählt zu den ältesten Einrichtungen, die wir in Europa kennen – älter als die Universität ist nur noch die Kirche. Aber kaum eine Einrichtung hat sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten so massiv verändert, für Studierende wie für Forschende und Lehrende. Ich benutze *ein* Element dieses Wandels als Sonde in einen größeren Zusammenhang und überschreibe meine Ausgangsbeobachtung – zugegeben etwas polemisch – mit Exit.

Der Exit bezeichnet ein Paradox: Zuerst wollen alle in die Universität hinein, quälen sich auf dem Weg zur Professur durch den viel beklagten Flaschenhals, und die, die es als Professorinnen und Professoren geschafft haben, wollen dann möglichst schnell wieder aus ihr heraus. Sie verfallen umgehend in hektische Aktivität, um so bald und langfristig als möglich die Universität wieder hinter sich zu lassen: Exit! – nun allerdings mit gespanntem Sicherheitsnetz für Beamte mit Beihilfeanspruch. Wir alle kennen die Mechanismen, die den Exit antreiben. Es ist der Wettbewerb zwischen wie auch innerhalb der Universitäten, über den ich vor 13 Jahren bereits meine Antrittsvorlesung gehalten, publiziert und inzwischen mehrere Forschungsprojekte geleitet habe.¹ Die zu gewinnenden Prämien haben sich enorm ausdifferenziert. Neben altbekannten Prämien wie zusätzlichen finanziellen Mitteln, Drittmittel genannt, personellen Ressourcen und Reputationsgewinn sind neue getreten – darunter, zuerst nur vereinzelt, dann aber umso auffälliger und umso mehr, freie Zeit für Forschung.

Alle Forschungsförderer – die Deutsche Forschungsgemeinschaft, das Bundesministerium für Bildung und Forschung, die Europäische Union oder auch Stiftungen und Universitäten –, alle haben sich die Vergabe dieser vergleichsweise neuen Prämie im Lauf der Jahre zu eigen gemacht, und alle, deren Antrag auf einen großen Forschungsverbund bewilligt worden ist, lösen diese Prämie ein: aus wissenschaftlichen, aber auch administrativen Gründen, wie man angesichts der immer größeren Ausmaße der zu steuernden Verbünde ergänzen muss.

Und damit komme ich zu einer Präzisierung der Exit-Mechanismen, denn das etablierte Anreizsystem an Universitäten, das immer neue Prämien hervorbringt, zielt auf die Forschung. Freie Forschungszeit als Prämie – das Muster setzt die gedankliche Entkoppelung von Forschung und

¹ Vgl. zusammenfassend Margit Szöllösi-Janze, Archäologie des Wettbewerbs. Konkurrenz in und zwischen Universitäten in (West-)Deutschland seit den 1980er Jahren, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 69 (2021), S. 241–276.

Lehre voraus und unterläuft damit deren bis heute als unverzichtbar proklamierte Einheit. Ein schönes Beispiel ist ein Vergleich der zahlreich abgehaltenen Wettbewerbe um sogenannte Drittmittel, denn nicht alle sind gleich dotiert, und auch die vergebenen Prämien unterscheiden sich markant.

Sozialwissenschaftliche Studien haben die zwei größten Ausschreibungswettbewerbe analysiert, beide Bund-Länder-finanziert und zeitlich relativ parallel veranstaltet: die Exzellenzinitiative und den Qualitätspakt Lehre.² Der Qualitätspakt Lehre, 2011 bis 2020, umfasste rund zwei Milliarden Euro; die Exzellenzinitiative, 2006 bis 2017, bewegte 4,6 Milliarden Euro. Die Milliarden des Qualitätspakts Lehre gingen in der ersten Förderphase an 186 Hochschulen und in der zweiten an 156 aus diesen 186. Sie wurden vergeben zum Beispiel für die Curriculum-Entwicklung, Qualitätssicherungsmaßnahmen, die Errichtung von E-Learning-Centers und die Digitalisierung der Lehre. Belohnt wurden innovative Einzelprojekte, also lokale Verbesserungen. Die mediale Resonanz war gering – welche Universität schmückt sich mit dem Qualitätspakt Lehre?

Anders die Exzellenzinitiative, die ich kaum vorzustellen brauche. Hier verteilten sich die – viel höheren – Fördermittel ungleich selektiver: 2017 hatten elf Universitäten Exzellenzstatus, und neben diesen Universitäten mit ihren jeweils mehreren Exzellenzclustern gab es nur noch 21 weitere mit einzelnen Clustern. Wettbewerbe sind, so lernen wir, nur dann mit Reputation behaftet, wenn ihre Prämien ein knappes Gut betreffen, das nur wenigen Gewinnern zuteilwird. Ein großer Streueffekt dagegen schafft kaum Aufmerksamkeit.

Nach einer reputierlichen Bewilligung gewähren Hochschulleitungen längerfristige Freistellungen von der Lehre und den Pflichten der akademischen Selbstverwaltung inzwischen ganz selbstverständlich: bei einem Sonderforschungsbereich, einer Kolleg-Forschungsgruppe, einem Leibniz-Preis, einem Käte Hamburger Kolleg, einem ERC-Grant oder einem Exzellenzcluster. Und wir finden – noch ein Paradox – nicht wenige Beispiele, dass im Qualitätspakt Lehre eingeworbene Mittel dazu eingesetzt wurden,³ um forschungsstarke Bereiche von ihren Lehrbelastungen zu befreien, damit sie in den Wettbewerben um Forschungsmittel ihre Chancen erhöhten: also Lehrexzellenz als bloßes Instrument, um über den Exit Forschungsexzellenz zu erreichen.

Ich möchte nun fragen, was der inzwischen im großen Stil institutionalisierte Exit-Mechanismus systemisch für die Universität der Gegenwart bedeutet. Folge 1, für das Kollegium: Natürlich gratuliert man herzlich zum Erfolg, der immer auch auf die eigene Organisationseinheit abstrahlt, und doch: Hervorragende und geschätzte Kollegen und Kolleginnen, die gerade deswegen berufen wurden, befinden sich manchmal für Jahre in einem Paralleluniversum und sind oft nur wenig oder gar nicht präsent. Sie fehlen schmerzlich im universitären Alltag, auch wenn

² Vgl. dazu im Folgenden mit weiterer Literatur Nicolai Götze/Georg Krücken/Tim Seidenschnur, Reflexionspfade bei Ausschreibungswettbewerben. Die Exzellenzinitiative und der Qualitätspakt Lehre im Vergleich, in: Das Hochschulwesen. Forum für Hochschulforschung, -praxis und -politik 70 (2022) H. 1+2, S. 49–59.

³ Vgl. ebenda, S. 53.

sie Verbindungsbrücken bauen. Vor allem aber fehlen sie, Folge 2, den Studierenden. Erhebungen haben gezeigt, dass die Reputation einer Universität oder eines Departments die Wahl des Studienorts nicht unmaßgeblich beeinflusst. Nun treffen Studierende oft über Jahre hinweg auf Vertretungen, die ebenso oft auch sehr schnell wieder weg sind. Und auch wenn sie länger bleiben: Ihr Ziel muss – notwendig! – der Exit sein, wenn auch aus anderem Grund als für die Professorenschaft. Die Identifikation der Vertretungen mit der jeweiligen Universität ist daher zwangsläufig eingeschränkt. Für die Studierenden ist es jedenfalls riskant, ihre Qualifikationschriften von Professurvertretungen betreuen zu lassen, denn vielleicht sind sie schon wieder weg, kaum dass man sie kennengelernt hat.

Folge 3: Auch das Denken und Handeln ambitionierter *early*- und *mid-career*-Mitarbeitender ist inzwischen auf Exit ausgerichtet. Das liegt einerseits in der Natur der Sache, denn ihre Verträge sind befristet, und man muss zeitgerecht den erwähnten Flaschenhals erreichen. Aber die Exit-Mechanismen greifen bereits früher, denn inzwischen gelten die wissenschaftlichen Mitarbeitenden an Universitäten *nicht* wie einst unhinterfragt als „die Besten“. Nein, es geht nun darum, unter den vielen „Guten“ als die wenigen „Besten“ aufzufallen, indem man sich dem Wettbewerb stellt – zum Beispiel um ein *Junior Fellowship* der inzwischen zahlreichen *Institutes for Advanced Studies* (IAS), die – einst sehr wenige und hoch elitär – seit den 2000er Jahren weltweit wie Pilze aus dem Boden geschossen sind. Seit der Exzellenzinitiative gehören die universitätsbasierten *Centres for Advanced Studies*, die CAS, zum festen Bestandteil der Zukunftskonzepte jener Universitäten, die sich zur Spitzengruppe rechnen. Sie wenden sich inzwischen auch und gerade an Forschende früher Karrierestufen, die sich im Erfolgsfall von ihrer Universität freistellen lassen.

Es gibt, nebenbei, mittlerweile so viele *Senior* und *Junior Fellowships* an IAS oder CAS, dass der Wissenschaftsrat 2021 in seinem vielbeachteten Papier zu den *Institutes for Advanced Studies* in Deutschland Empfehlungen ausarbeitete, um eine Art globalen Wanderzirkus einiger Exzellenzen einzudämmen, die seit Jahren an ihren Heimatuniversitäten nicht mehr gesehen wurden.⁴

Early- und *mid-career*-Mitarbeitenden geht es oft vor allem darum, die *Junior Fellowships* dazu zu nutzen, um einmal frei von Lehrverpflichtungen zum konzentrierten Schreiben der Habilitationsschrift oder des zweiten Buchs zu kommen. Denn die Arbeitsbedingungen auf den befristeten Stellen haben sich verschärft, zum Beispiel hier in Bayern, wo das Lehrdeputat inzwischen fünf Semesterwochenstunden beträgt: macht zwei Lehrveranstaltungen gegenüber einer wie in früheren Jahren oder in den östlichen Bundesländern.

Zusammenfassend diagnostiziere ich zweierlei: zuerst allgemein eine Spirale immer weiterer Wettbewerbssituationen auf allen Stausebenen. Sie ist politisch gewollt, auf Forschung fokussiert, durch ein breites Spektrum an Prämien belohnt (darunter den benannten Exit), weitgehend internalisiert, und sie verselbständigt sich zunehmend. Inzwischen gibt es universitätsinterne

⁴ Vgl. Wissenschaftsrat, Entwicklungsperspektiven von Institutes for Advanced Studies (IAS) in Deutschland (Drs. 8958-21), April 2021; www.wissenschaftsrat.de/download/2021/8958-21.html [22.6.2023].

Wettbewerbe, um am Wettbewerb teilnehmen zu dürfen. Und dies läuft ab bei oft verschlechterten Arbeitsbedingungen zum Beispiel durch erhöhte Deputate.

Bezogen auf den Exit im Besonderen, präsentiert sich die Universität der Gegenwart in eigentümlicher Schieflage: Die Studierenden hantieren mit Vertretungen, sie müssen oft jahrelang auf die besten Professorinnen und Professoren verzichten. Die Fakultäten und Departments drohen auszutrocknen: Hervorragende Kolleginnen und Kollegen sind oft nicht mehr präsent, um so etwas wie ein gemeinsames universitäres Alltagsleben aufrechtzuerhalten. Die Hochschulforschung hat Prozesse einer „Kontraktualisierung“ der akademischen Gemeinschaft mit ambivalenter Wirkung nachgewiesen.⁵ Akademische Gemeinschaft, die sich traditionell als Ergebnis der gemeinsamen Arbeit vor Ort und als Folge informeller Normen von Kollegialität herstellte, wie sie sich durch Sozialisation in der Universität langfristig vermittelte, transformiert sich zunehmend in einen zweckorientierten, meist befristeten, quasi-vertraglichen Zusammenschluss in der Forschung.

Die vielen unsichtbaren Arbeiten aber, auf denen die Universität als Institution und das Hochschulsystem als Ganzes notwendig basieren, konzentrieren sich auf die Verbliebenen: In der akademischen Selbstverwaltung, im Begutachtungswesen, in den Akkreditierungsagenturen, in den Fachgesellschaften greift man auf einen zunehmend schwindenden Pool an Anwesenden zurück, darunter überproportional viele Frauen. Gremienarbeit mutiert zur zeitlichen Belastung und wird immer weniger als Chance für Partizipation und Mitgestaltung der eigenen Angelegenheiten wahrgenommen.

Löst sich die Universität der Gegenwart auf? Es gibt zahlreiche Hinweise, dass das deutsche Hochschulsystem an ein systemisches Ende der sich immer schneller hochwindenden Wettbewerbsspirale um Forschungsdrittmittel angekommen ist, und dies hat nicht nur mit der „Zeitenwende“ des Ukrainekriegs zu tun. Der Wissenschaftsrat – und das sind, neben der in der Wissenschaftlichen Kommission vertretenen Wissenschaft, Bund und Länder in der sogenannten Verwaltungskommission; gemeinsam bilden sie den Wissenschaftsrat –, der Wissenschaftsrat verabschiedete im Januar 2023 ein Positionspapier zu „Strukturen der Forschungsfinanzierung an deutschen Hochschulen“.⁶ Der Paukenschlag des Papiers tönte medial vermutlich nur deshalb nicht lauter, weil seine knappen Ausführungen wohl außerhalb von Expertenrunden nicht recht verstanden werden. Das „Zusammenspiel der beiden zentralen Mittelströme“, also von Grund- und Drittmitteln, die in die Forschung an Universitäten fließen, so der Wissenschaftsrat, dieses Zusammenspiel sei „an seine Grenzen gelangt“. Das ganze System der Forschungsfinanzierung bedürfe einer grundlegenden „Neujustierung von Grund- und Projektförderung“.⁷

⁵ Vgl. hierzu ausführlich Anna Kosmützky/Georg Krücken, *Governing Research. New Forms of Competition and Cooperation in Academia*, in: Kerstin Sahlin/Ulla Eriksson-Zetterquist (Hrsg.), *Restoring Collegiality: Revitalizing Faculty Authority in Universities* (im Erscheinen), Kap. IV.

⁶ Wissenschaftsrat, *Strukturen der Forschungsfinanzierung an deutschen Hochschulen*. Positionspapier (Drs. 1012-23), Januar 2023; www.wissenschaftsrat.de/download/2023/1012-23.html [22.6.2023].

⁷ Ebenda, S. 7 f.

Die Grundfinanzierung umfasst die Grundausrüstung der Hochschulen, damit diese ihre vielfältigen Aufgaben erfüllen können. Gemäß dem Prinzip der Einheit von Forschung und Lehre wird nicht nach Aufgaben differenziert, sondern ein einheitliches *Budget* angewiesen. Nun ist die Einsicht nicht neu, dass diese Grundmittel seit vielen Jahrzehnten viel zu gering sind. Aber jetzt kommt Neues hinzu: Das Papier führt den Nachweis, dass die Funktionsfähigkeit der Forschungsfinanzierung an den Universitäten, die sich anteilig aus Grundmitteln und drittfinanzierten Projektmitteln zusammensetzt, akut gefährdet ist. Der statistisch ziemlich kompliziert errechnete Anteil für Forschung aus der Grundfinanzierung liegt im Durchschnitt aller Universitäten seit etlichen Jahren einigermaßen konstant bei 55 Prozent, der Anteil der Drittmittel bei 45 Prozent. Sie haben mittlerweile fast schon ein ähnliches Gewicht.⁸

Hinzu kommt ein Weiteres:⁹ Grundmittel für Forschung und Drittmittel sind in der Praxis engstens verflochten, man kann sogar sagen, Grundfinanzierung macht Projektfinanzierung erst möglich. Bei den meisten kompetitiven Programmen sind hohe Eigenanteile aus der Grundfinanzierung erforderlich, da die Drittmittelgeber längst nicht alle Aufwendungen für ein Projekt übernehmen. Die veranschlagten Eigenanteile der Hochschulen umfassen zum Beispiel die Grundausrüstung der Arbeitsplätze, die Betriebskosten von Geräten, eventuell zusätzliches Personal, Verstetigungszusagen oder erwartete hohe Eigenanteile, mit denen die Förderer das Engagement der bedachten Hochschulen sicherstellen wollen. Oben drauf kommen dann noch umfangreiche indirekte Kosten wie etwa für Räumlichkeiten und Administration. Die sogenannten Programmpauschalen, die nicht einmal alle Förderer vergeben, entsprechen tatsächlich nur einer Teilkompensation der eigentlichen Kosten – für die Projektdurchführung müssen weitere Mittel aus der Grundfinanzierung herangezogen werden.

Dies bedeutet im Klartext, dass für die extern eingeworbenen Forschungsprojekte weitere Ressourcen in erklecklicher Höhe aus der Grundfinanzierung abgezweigt werden und daher nicht mehr für die sonstigen zahlreichen Aufgaben zur Verfügung stehen, die aus der Grundausrüstung zu leisten wären. Diese Situation verschärft sich, je erfolgreicher eine Universität Drittmittel akquiriert. Drittmittel werden daher – welch Paradox! – seitens der Hochschulen zunehmend als Belastung statt als Chance wahrgenommen. Wegen der kompletten Ausschöpfung ihrer Grundmittel können sich kleine und mittelgroße Universitäten teilweise schon gar nicht mehr an Wettbewerben um bestimmte Programmmittel beteiligen, auch wenn dies forschungsstrategisch sinnvoll wäre. Dasselbe gilt erst recht für die Fachhochschulen/Hochschulen für Angewandte Wissenschaften, die vonseiten der Politik dazu ermuntert werden, forschungsaktiv zu werden: Sie erhalten deswegen aber aktuell das (unterschiedlich modellierte) Promotionsrecht.

Die Folgen sind, zusammengefasst, dreierlei, und sie bilden den Hintergrund der Exit-Mechanismen, mit denen ich eingestiegen bin: Mittel für Forschung werden erstens, systemisch

⁸ Vgl. ebenda, S. 13–15.

⁹ Zum Folgenden vgl. ebenda, S. 15–20.

betrachtet, nicht mehr bedarfsgerecht eingesetzt. Das breite Spektrum an Aufgaben, die eigentlich aus der Grundfinanzierung zu leisten wären, gerät in dysfunktionale Schieflage zugunsten von projektdefinierter Forschung. Zweitens können sich immer mehr Universitäten nicht mehr am Wettbewerb beteiligen, sie sind strukturell von einer Teilnahme ausgeschlossen. Damit ist das Grundprinzip eines jeden Wettbewerbs unterhöhlt, das allen Teilnehmern gleiche Bedingungen bieten muss, denn sonst bilden sich Monopole, die das Konkurrenzprinzip delegitimieren und die Macht des Stärkeren festschreiben. Drittens gewinnt diese Situation im aktuellen System dadurch an Brisanz, dass die Höhe der eingeworbenen Drittmittel als *der* Indikator von Forschungsleistung schlechthin gilt und ihre Einwerbung das Renommee der Forschenden wie der ganzen Universität berührt. Das Papier ruft daher dazu auf, als zentralen Indikator für die Bewertung der Forschungsleistungen nicht mehr die Höhe der eingeworbenen Drittmittel heranzuziehen, denn dies führe „zu Fehlanreizen sowie zu einer Überhitzung des Wettbewerbs“ und laufe „damit einer effektiven und effizienten Forschungsfinanzierung“ zuwider.¹⁰

Ich komme zum Schluss: Ich gehe jetzt nicht länger auf die Empfehlungen des Wissenschaftsratspapiers ein – vielleicht liest doch noch der eine oder die andere dieses Grundsatzpapier in Gänze. Der diagnostizierte Exit als Sonde in einen hochkomplexen Zusammenhang hat deutlich gemacht, dass an der Universität als Ort von Forschung und Lehre, aber noch einer ganzen Reihe weiterer gesellschaftlicher Aufgaben, gewaltige Fliehkräfte zerren. Nicht zufällig stellte der schwedische Kollege Johan Östling die Gretchen-Frage: „What is a university?“¹¹ Schon vor 60 Jahren hat der amerikanische Wissenschaftsmanager Clark Kerr dafür plädiert, angesichts der Vielzahl der Aufgaben und Funktionsbereiche einer *Universität* besser von einer „*Multiversität*“ zu sprechen.¹² Der Soziologe Karl-Siegbert Rehberg hat dies 2009 aufgenommen. Die Universität vereinige unter einem Dach schwer Vereinbares, sei auf krasse Widersprüche gebaut, von Prozessen der steten Anlagerung neuer Aufgaben gekennzeichnet, die auf alle möglichen gesellschaftlichen Bedürfnislagen reagierten. Sie sei „Staatsanstalt und teilautonome Körperschaft, Forschungseinrichtung und Lehranstalt, Massenuniversität und disziplinar gegliedertes Hochleistungszentrum, demokratisch verfasst und zugleich ständisch, auf Berufsvorbereitung ebenso verpflichtet wie auf die Tradierung von Bildungswissen, auf Grundlagenforschung nicht weniger als auf Anwendungsorientierung etc. etc.“¹³ Heute, 15 Jahre später, muss mindestens noch der Transfer in diese Aufzählung aufgenommen werden.

Wie kann die Universität diese auseinanderklaffenden „Erwartungsspannungen“ aushalten, was kann und soll Universität realistisch leisten? Mein persönlicher Exit in den Ruhestand entlässt mich aus der Verantwortung. Aber die, die das Glück haben, weiterhin aktiv tätig zu sein, stehen vor der Herausforderung, darüber zu reflektieren, welches die gesellschaftlichen Aufgaben von

¹⁰ Ebenda, S. 9.

¹¹ Johan Östling, What is a University? Answers to a Very German Question, in: Jenny Björkman/Björn Fjæstad (Hrsg.), Thinking Ahead. Research, Funding and the Future, Göteborg/Stockholm 2015, S. 123–135.

¹² Vgl. Clark Kerr, The Uses of the University, Cambridge 1963, S. 14 f.

¹³ Karl-Siegbert Rehberg, Universität als Institution, in: Franz Felten/Annette Kehnel/Stefan Weinfurter (Hrsg.), Institution und Charisma. Festschrift für Gert Melville zum 65. Geburtstag, Köln u. a. 2009, S. 9–32, hier S. 12.

Universität in Gegenwart und Zukunft sein sollen und wo der Platz der Universität in der Gesellschaft ist.